

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 23

Artikel: Das Pfingstgesicht

Autor: Hügli, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist, weil keine so nah dem Herrn und seinem Leiden, Sterben, Auferstehen und Aufsteigen zum Himmel je waren. Und auch weil keine mehr sich so vom irdischen Gute zu lösen vermochten, so das Geistige und Göttliche über den Besitz auf Erden stellten wie die Apostel und Gesandten des Herrn.

Wie rührend erzählt die deutsche, die englische, die französische und wie erzählen die schweizerische und alle andern Bibeln es in einfacher Sprache, Apostelgeschichte 4, 32 am Ende: „Es war ihnen alles gemein“, „but they had all things common“, „toutes choses étaient communes entre eux“, und ausführlich die Zürcher Bibel: „Es war ihnen alles gemeinsam. Es war auch kein Bedürftiger unter ihnen. Alle nämlich, welche Besitzer von Grundstücken oder Häusern waren, veräußerten sie, brachten den Erlös des Verkaufsten und legten ihn den Aposteln zu Füßen, und man teilte jedem aus, je nachdem einer es nötig hatte.“

Sagt, liebe Scheinchristen, die ihr so auf eurem Golde sitzt und so gerne schaut, wo der Gewinn am größten sei, habt ihr die Gewissheit, die Kraft Gottes auch so über das Bewußtsein vom Besitz irdischen Gutes gestellt? Glaubt nicht, daß das Kommunismus sei, das „aber sie hatten alle Dinge gemein“. Kommunismus ist Zwang. Christentum ist Freiheit in Christo dem Herrn. Der Reiche und Wohlhabende bringt seinen Besitz aus Überzeugung, frei und voll guten Willens, dem Armen und Nermisten zu helfen, und der Scheinchrist macht sich einen großen Zorn, wenn man durch den Hinweis auf den Elendesten der Elenden sein Gewissen aufrüttelt und ihn mahnt. Wahrlich, viele Heiden sind besser und mehr vom Willen, zu helfen erfüllt als die, die nur Bibelworte hören und sie auswendig lernen, nicht aber sie tun. Ueber ihnen allen steht ein gewaltiges Wort: „Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten, und abermal, der Herr wird sein Volk richten. Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Der Gerechte aber wird seines Glaubens leben.“ Wahrlich, ihr verdient das Himmelreich nicht, wenn ihr euer Gut den Armen gebt und den Segen als Belohnung erwartet. Aber Gott richtet die Reichen und Armen und wird erhöhen die, die im Glauben an Ostern und Pfingsten als Kinder Gottes leben.

Grundlegend für diese Ausführungen waren: das Studium zweier historischer Werke über das Werk des Christentums. Dem Schreibenden lag vor die Bibel nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers, *The Holy Bible, newly translated out of the Original Tongues and with the former translations diligently compared and revised, MDCC. XLVI. Le Nouveau Testament, version de J. F. Ostervald, MDCCXXII*, sowie die Heilige Schrift nach der in Zürich kürlich eingeführten Übersetzung, 1931.



Pfingst-Ausflug.

wo er angegesichts des neuerwachten Lebens wohl auch etwas von jener „inneren Erhebung“ zu erleben hofft, die ja dem Pfingstfeste erst den wahren Zauber verleiht.

Auch Herr Wilfried Werner, ein angesehener Beamter aus der Stadt, ein stattlicher Dreißiger, hegte am Pfingstsonntagmorgen solche leise Hoffnungen, nachdem er erst noch in der Frühpredigt gewesen war, wo er allerhand von den Wundern vernommen hatte, die der „echte Pfingstgeist“ von jeho sollte ausgeübt haben. Und da auch ziemlich viel von Erleuchtung und Liebe die Rede gewesen war, dachte er sich, daß die wirkliche Liebe wohl auch eine Art Erleuchtung sein müsse ...

Doch nun fuhr er ja schon mit dem Schnellzug ins Land hinein, um der freundlichen Einladung seines etwa zehn Jahre ältern Freundes Folge zu leisten, der in dem idyllisch zwischen grünen Hügeln eingebetteten Landstädtchen Blumiton Heim und Haus, und zwar sogar ein regelrechtes Gasthaus, sein eigen nennen konnte. Bergnügt und aufgeräumt fuhr Herr Werner durch das blühende Land dahin, und in derselben frohen Stimmung waren offenbar auch alle andern jungen und ältern Passagiere, die mit ihm im Zuge saßen. Wenn man sich einer glückhaften Sache

Das Pfingstgesicht. Von Emil Hügli.

Wenn das Fest der Pfingsten gekommen ist und der Frühling sich in seiner ganzen Pracht offenbart, dann lohnt es auch den versessnen Städter hinaus in die freie Natur,

so recht bewußt werden will, so möchte man sie mit Händen greifen und festhalten können, und so zog Herr Werner denn auch mehr als einmal während der Fahrt den Brief hervor, den ihm der Freund in Blumikon, der frohgemute Gastwirt zum „Goldenen Schlüssel“, vor etlichen Tagen geschrieben hatte und in dem unter anderem zu lesen war:

„Da Du am Ostermontag wegen des unfreundlichen, rauhen Wetters nicht reisen wolltest, so erwarte ich Dich nun also bestimmt auf Pfingsten — und nicht nur ich, sondern auch meine Frau und die Kinder, und wenn Du Dir das kleine Festchen recht gefallen lässt, so will ich Dir dann auch erzählen, wie am Pfingstsonntag vor dreißig Jahren der Pfingstgeist über mich kam, der mich das für mich geschaffene Pfingstgesicht erkennen ließ und mich auf den Weg zu meinem Lebensglücke führte. Vielleicht hat derselbe Geist an diesem Tage dann auch einen Fingerzeig für Dich, mein Lieber!“

Was sollte dies alles bedeuten? Herr Werner vermochte sich keine einleuchtende Antwort darauf zu geben, und je mehr er sich auf die bevorstehende Begegnung mit dem Freunde freute, desto mehr wuchs auch seine Spannung auf das, was dieser ihm würde zu erzählen haben.

Als Herr Werner in Blumikon den Zug verließ und nun gemächlich durch die halb einem Dorfe, halb einem Städtchen gleichende Ortschaft spazierte — in der Richtung nach dem ehrwürdigen Gaithaus zum „Goldenen Schlüssel“ —, raffte er sich aus seiner etwas verträumten Stimmung auf und schaute aufmerksam um sich; denn das heimelige Dorfsbild mit seinem kleinstädtischen Einschlag gefiel ihm über die Maßen. Er ging auf dem gepflasterten Fußsteig und betrachtete mit Vorliebe die zum Teil bemalten Häuserfronten, auf deren Fenstergesimsen manchenorts schon Geranien leuchtend in Blüte standen. Und wie er so weiterschritt, traf es sich, daß eben aus einem mit Blumen geschmückten Parterrefenster des nächsten Hauses ein allerliebstes Mädchengesicht lachenden Mundes über die Blumenstöcke hinweg nach ihm herüberschaute. Herr Werner war nahe genug, um mit einem Blick die anmutvolle Erscheinung, das goldumlockte, feingeschnittene Gesicht mit den großen Blauaugen und den rosigten Wangen zu erfassen.

Das war freilich nur so im Vorübergehen. Aber das überraschende Bild blieb ihm doch in der Vorstellung haften, und da ihm wieder die rätselhafte Briefstelle durch den Sinn ging, mußte er bei sich denken: Ja, das wäre nun so ein Pfingstgesicht, wie man es sich gefallen lassen könnte — für's Leben! Aber so ist die Welt: was man nicht mag, das könnte man ohne weiteres haben, und was man haben möchte, das bleibt ein schöner, flüchtiger Morgentraum ...

Da es Mittag geworden war, als Herr Werner das Gasthaus zum „Schlüssel“ betrat, führte ihn der hocherfreute Freund, der „Schlüssel“-Franz, wie man ihn in der Ortschaft nannte, in das getäferte Gastzimmer, wo der Tisch schon gedeckt war.

„Nun wollen wir erst mal ganz unter uns sein, du und ich und meine Frau“, erläuterte Franz. „Das Jungvolk, die Buben und Mädchen, sollen dich dann zum Nachtmahl begrüßen.“

Es gab nun bei dem vortrefflichen Mittagsmahl, bei dem der „Goldene Schlüssel“ offenbar für Küche und Keller höchste Ehre einlegen wollte, gar mancherlei zu erzählen und zu berichten. Allein da nun einmal Freund Franz Herrn Werners Neugierde in bezug auf den Pfingstgeist und das Pfingstgesicht durch seine brieflichen Mitteilungen geweckt hatte und er überdies im Gespräch mit des Freundes Gattin seltsamerweise erst recht an die anmutige Erscheinung vom Morgen denken mußte, so suchte er das Gespräch fast zwangsläufig bald auf die geheimnisvolle Briefstelle zu lenken. Zuerst schwieg Franz immer wieder ab; doch sobald seine

Frau vom Tische aufstand, um in der Küche weiterhin nach dem Rechten zu sehen, erzählte er offen:

„Siehst du, mein Lieber, hier war es, in dieser Gaststube des ‚Goldenens Schlüssels‘ — da ist mir selber vor dreißig Jahren mein Pfingstgeist erschienen. Dieses schöne Gaithaus wurde ja damals von meinem Onkel mütterlicherseits geführt, und alle Jahre am Pfingstsonntag kamen meine Eltern zu ihm auf Besuch. Das war für uns Kinder ein willkommener Festtag, bei dem es immer festlich genug zu und her ging. Und nun sahen wir also damals alle vergnügt an der reichlich gedeckten Tafel — der Onkel und die Seinen, meine Eltern und ich mit den Geschwistern — und ließen uns alles trefflich munden, als auf einmal durch das offene Fenster dort zwischen den Blumenstöcken ein allerliebstes Mädchengesicht hereinguckte — eine Erscheinung, die zum ersten Male mein junges, etwas zwölf Jahre altes Bubenherz heftiger klopfen machte. Sie hatte mich auch bemerkt, und so gingen eine ganze Weile zwischen uns die Blide hin und her, bis ich aufstand und ans Fenster ging, um das Mädchen näher zu betrachten. Da gewahrte ich zu meinem Erstaunen, daß es recht ärmlich aussah und die grobwollenen Kleider in einem starken Gegensatz standen zu dem feinen, schmalen Gesichte, aus welchem die blauen Augen bald auf mich, bald mit Verlangen nach den großen gefüllten Platten sahen, die auf dem Tische prunkten. Ich weiß heute noch nicht, Welch ein seltsamer, mutiger Geist damals über mich gekommen ist: ich ging nämlich zur Stube hinaus, machte mich an das Mädchen heran und sagte ihm, es solle nur zu uns hereinkommen, es sei noch Platz genug am Tische. Zuerst erregte es einiges Aufsehen, als ich mit der Kleinen wieder hereinkam; sobald jedoch der Onkel sah, wer sie war, sagte er: ‚Ei, wenn ihr noch gerne ein Kammeradlin habt — meinewegen; seid nur alle recht vergnügt!‘ Dann wandte er sich zu den Eltern und sagte: ‚Sie ist armer braver Leute Kind ...‘ und gab ihnen noch weitere Auskunft. Und da das junge Mädchen Breneli geheißen, sich zierlich und nett zu benehmen verstand und sich rasch unter uns andern Kindern heimisch fühlte, so hatten wir alle große Freude an ihm; denn einmal hatte sein Erscheinen in unserem Kreise etwas fast Abenteuerliches und im fernern erinnerte es uns auch an das arme Aschenbrödel, aus dem ja schließlich noch eine Prinzessin und Königin wurde ... Siehst du, was mich anbetrifft, so oft ich wieder nach Blumikon kam, trachtete ich danach, das Mädchen zu sehen, und als zehn Jahre später der Onkel starb und ich sein Gaithaus übernahm, da —“

Der „Schlüssel“-Franz schwieg einen Augenblick, denn eben trat seine Frau herein. Bald darauf fuhr er indessen fort: „Siehst du, das ist sie, mein Pfingstgesicht, das Aschenbrödel, die Prinzessin, die Königin!“ Und als Ehrenbezeugung leerten sie gleich darauf zu dritt ihre Gläser.

„Du hast aber auch beneidenswertes Glück gehabt mit deiner Pfingsterscheinung“, bemerkte bald darauf Herr Werner. „Denn du konntest doch gleich, nachdem du sie gesehen, mit ihr persönliche Bekanntschaft machen. Ich habe heute morgen auch hinter blühenden Blumenstöcken ein allerliebstes Gesicht entdeckt; doch was würde man wohl gesagt haben, wenn ich in die Stube eingedrungen wäre und das Mädchen zu unserem Festmahl eingeladen hätte?“

„Nun, du hättest eben den rechten Mut dazu aufbringen sollen“, erwiderte Franz und erkundigte sich, wo und wann er die Erscheinung denn gesehen.

Nachdem Herr Werner alles deutlich erklärt hatte, ging zwischen Franz und seiner Frau einverständnisinniges Lächeln hin und her, dessen Sinn der Gast nicht zu deuten wußte. Doch was war denn das? Spukte es hier am heiterhellen Tage hinter den Blumenstöcken? Denn wahrhaftig, nun schaute dasselbe Gesicht, das er vormittags gesehen, lächelnd zwischen den Blumen am Fenster ins Zimmer herein ...

„Seht doch, seht doch — das ist es! Es ist's ganz dasselbe!“ rief Herr Werner nun im Eifer laut.

Da lachte Frau Verena hell heraus: „O unser Marieli, die Aelteste!“ Und zum Fenster gewandt rief sie: „So komm' nur herein, Marieli!“

Lächelnd und grüßend kam die Tochter herein, und es stellte sich bald heraus, daß sie am Vormittag eine Tante besucht hatte, die im Parterre jenes Hauses wohnte, an dem Herr Werner so nah vorübergegangen war und aus dessen Fenster das Mädchen herausgeschaut hatte.

„Siehst du“, bemerkte Freund Franz lustig, „nun hat die persönliche Bekanntschaft auch nicht lange auf sich warten lassen!“

Etwas später erschienen auch die andern Kinder, die jüngern Geschwister der voll erblühten ältesten Tochter. Dann folgte ein fröhlicher Nachmittag mit einem Ausflug auf eine prächtige Anhöhe, und es schien, daß sich Herr Werner und das Marieli immer viel zu erzählen hatten. Und auf ein einziges freundliches Wort des Freundes hin blieb er auch noch am Pfingstmontag in Blumikon, um erst mit dem letzten Zuge zu verreisen. Und als beim Abschied auf dem Bahnhofe die Hände der beiden viel länger ineinanderrührten, als zu einem alltäglichen Abschiede nötig gewesen wäre, da wußte Herr Werner, daß der „Fingerzeig des Pfingstgeistes“, von dem der Freund geschrieben hatte, auch ihn nun an das richtige Glücksziel führen würde.

Pfingsten.

Von Max Wundtke.

O schöne Welt im Pfingsttagszauberglanz,
In Sonnenschein und Duft- und Blütenkranz,
Dich schmückte Gott in Ueberseligkeit!
Gleichwie er ausgoß einst vor langer Zeit
Den heil'gen Geist, der alle Welt verklärte
Und sie der Liebe sich zu beugen lehrt,
So fiel ein Abglanz auch von diesem Strahl
Als Pfingsttagsweihe über Berg und Tal.

Und doch liegt heut das Dunkel dieser Zeit
Wie Winternacht auf uns; und tief verschneit
Harret noch der Menschheit hehrste Gotteskraft
Auf die Erlösung aus der starren Haft,
In die sie Wahns und Ichsücht lang' gechlagen.
An selbstgeschaff'nem Lasten seufzend tragen
Wir alle noch; des Himmelslichtes Fülle
Durchdrang noch nicht die starre Eiseshülle,
Die uns ertödend trennt vom Völkerlenz.

Irrende Menschheit! Hör' mich an! Bekränzt'
Auch du dein Haupt mit Frühlingsblüten bald!
Läß Pfingsten sein bei dir! Wie dort im Wald
Entsteig' nun auch aus deiner Brust der Strom
Der Liederreigen auf zum Himmelsdom.
Erfülle auch, wie einst der Jünger Schar,
Die arme Welt, die echter Lieb' so bar!
So wie die Flur die Pfingsttagssonne schmückt,
Sei auch die Menschheit endlich lenzbeglückt!
Einst bricht die Sonne wohl aus Nebelschleiern ...
Einst wird die Welt ihr Völkerpfingsten feiern.

Ein Besuch bei Dr. A. Schweitzer in Günsbach.

An einem hellen Sommertage fuhr ich von Colmar durch das Münstertal. Friedlich lagen die Giebelhäuser im Grün der saftigen Matten. In der Kleinbahn saßen einige

Elsässer; ihre Blicke streiften ab und zu die sanften Hügel der Vogesen. Lerchen sangen über den schimmernden, sonnen-durchfluteten Buchen. Raum würde man glauben, daß vor weniger als 20 Jahren das Tal vom Krieg zerstört und die Dörfer niedergebrannt waren, daß Verzweiflung, Elend und Tod in den stillen Gauen gewütet hatten. Man braucht aber bloß hinaufzuschauen. Oben, in den blumenreichen Walddichtungen, wo das Vieh weidet, liegt ein Friedhof. Hunderte von Holzkreuzen stehen in Reih und Glied wie eine Armee. Dem Hügel entlang zieht ein Schützengraben; von Stacheldraht behangene Pfähle ragen empor. Neben dem anmutigen Gesicht der Natur scheint das von Hass und Fehde triefende Antlitz des Krieges aufzutauchen und mahnt an kaum vernarbte Greuel, an Wirklichkeiten, die scheinbar nicht aus der Welt geschaetzt werden können.

Gemütlich pustet die Bahn dem Bächlein entlang. In Günsbach, eine Station vor Münster, bin ich der einzige Passagier, der aussteigt. Ich muß noch einige hundert Meter gehen, bis ich ins Dorf Günsbach mit den belaubten Rebstocken, der sauberen Kirche und den steilen kleinen Wegen gelange. In einer heimeligen Herberge steige ich ab. In der Stube sitzen einige Bauern und Handwerker und politisieren angeregt über einen, wie es scheint, hartnäckig umstrittenen Punkt. Ab und zu fliegt mir ein deutscher oder französischer Brocken der Unterhaltung zu, obschon es mir nicht darum zu tun ist, das Thema ihrer Diskussion zu erfahren.

Neben der mairie (dem Amtshaus), ungefähr mitten im Dorf, steht der garde-champêtre, der Flurschütz. Seinen offiziellen Stand erkennt man sofort an der selbstbewußten Haltung, dem Stock und dem unvermeidlichen képi, das ganz schief auf dem Kopfe sitzt.

„Wollen Sie mir, bitte, sagen wo das Haus von Herrn Dr. Schweizer ist?“

Statt einer Antwort schaut er mich an von oben bis unten. Misstrauisch fragt er dann, als ich die Frage wiederhole:

„Ja, wollen Sie denn zu ihm? So, zum Dr. Schweizer wollen Sie? Wissen Sie denn eigentlich, ob er da ist?“

Da ich aber einem Verhör, das ziemlich eingehend zu werden scheint, entgehen möchte, mache ich Miene weiterzugehen; er fügte dann langsam bei:

„Sie haben aber Chance! Er ist grad à la maison; vor einigen Tagen isch er heimkumme. Sehen Sie das rote Dach, von sellem Hüs, là-bas? Grad dert wohnt er.“ Mit dem verwetterten Stock weist er auf ein neues Dach, das aus den Baumkronen ragt.

Es ist nicht weit; ich hatte mich bereits telephonisch angemeldet und klopfe an. Frau E. Martin, die ergebene Mitarbeiterin für Dr. Schweizers Sache in Europa, empfängt mich. Wir steigen in ein einfaches Arbeitszimmer hinauf (welcher Raum in seinem Haus ist nicht der Arbeit gewidmet?).

„Herr Schweizer arbeitet gegenwärtig an seiner Philosophie; er ist arg beschäftigt, will aber doch sehen, ob er Sie empfangen kann.“

Wir begeben uns in ein kleines Zimmer mit kahlen weißen Wänden. Am Tisch sitzt der berühmte Urwaldarzt in Hemdärmeln. Vor ihm liegt ein mit feiner, energischer Schrift halb bedektes Blatt. Geöffnete Bücher und ein müder Zug im Gesicht deuten von anstrengender, geistiger Arbeit. Wir sind allein. Fast belustigt erkundigt er sich:

„Was wünschen Sie eigentlich bei mir?“

Die Frage war ein wenig unerwartet. Ich berichte ihm von dem unvergleichlichen Eindruck, den seine Schriften auf mich gemacht hätten, besonders seine Jugenderzählungen, in denen er in gedrungener Form wertvolle Ratschläge und kostliche Erfahrungen kund gibt; ich erwähne auch einige Fragen, die seine philosophischen Werke aufgeworfen hätten. Das seltsame Gesicht, so markant und ferngesund wie das